

Liebe Gemeinde,

in der nächsten Woche, am 4. September 2009 sind es 20 Jahre her, dass sich von der Leipziger Nicolaikirche aus, Menschen zu einer ersten großen Montagsdemonstration auf den Weg machten. Auf einen Weg, auf dem dann in vielen Städten und Dörfern der ehemaligen DDR andere mitgingen, vorangingen, vorsichtig nachliefen – alle getragen von der großen Hoffnung, das Land zu verändern. Luft, Leben, Freiheit in einen Staat zu bringen, der Atmen und Leben schwer machte und Freiheit unsagbar begrenzte. Viele von Euch, die heute hier im GD sind, waren bei den Demonstrationen in Magdeburg mit dabei. Manche, die damals noch Kinder oder gar nicht geboren waren, haben keine Erinnerungen. Aber alle zusammen sind wir seit Ende 1989 in ein ganz anderes Leben eingewandert. Fast alles hat sich verändert, die Landkarte, der Name unseres Landes, unser Geld, unsere Möglichkeiten, unsere Philosophien... Wie leben wir – 20 Jahre nach der sogenannten „Wende“.

Ich stelle diese Frage in einem Gottesdienst, weil sie für mich eine theologische, eine christliche Frage ist. Die Bibel ist für mich nämlich eine Bibliothek, die sich mit dem LEBEN des Menschen auseinandersetzt. Von Anfang an wird der Mensch in ihr gefragt: Adam, wo bist du? Wie lebst du, Kain? Wo ist dein Bruder Abel, Noah, wo ist deine Verantwortung für die Schöpfung? Und Jesus fasste das Nachdenken über das Leben einmal sehr prägnant in dem Satz zusammen: **Ich lebe und ihr sollt euch leben.** (Joh 14)

Ich habe eine Frau eingeladen, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten berufsmäßig, aber auch sehr persönlich mit dem Leben vor, in und nach der „Wende“ beschäftigt hat. Die recherchierte, wie Menschen in der DDR durch die Diktatur der Staatssicherheit beschädigt und am Leben behindert wurden. Und die mit diesen Menschen zusammen überlegte, wie Leben nach Beschädigungen, nach Haft, nach Enttäuschung weitergehen kann. Edda Ahrberg, Theologin und in der Zeit von 1994 – 2005 Landesbeauftragte für Stasiunterlagen hat von 1978 bis 89 in unserer Hoffnungsgemeinde als Katechetin gearbeitet. Dann hat sich ihr Leben radikal verändert. Könntest du, Edda uns zunächst erzählen, wie es zu Deiner eigenen Lebenswende Ende der Achtziger gekommen ist? Was waren Deine Motive, Dich im gesellschaftlichen Umbruch sofort Menschen zuzuwenden, die die DDR beschädigt hatte oder die als Täter selbst schuldig geworden sind?

Ich bin Gott unendlich dankbar, dass ich den Umsturz in der DDR 1989 erlebt habe, dass ich erleben durfte, wie Menschen in Massen einem System den Rücken kehrten, das sie eingesperrt hatte. Es ist mir selbst mit den Jahren immer schwerer gefallen zu akzeptieren, dass der Staat DDR und seine Vertreter mir vorschreiben wollten, was ich zu denken und zu tun hatte, dass er meine Post kontrollierte oder auch verschwinden ließ. Mein Leben in den 1980er Jahren stieß immer mehr an Grenzen. Freunde reisten aus, besuchsweise Einreisen wurden nicht genehmigt. Ich selbst durfte nicht zu meiner Großmutter in die Bundesrepublik fahren wie viele andere, denen das damals schon möglich war. Hinzu kam, dass ich jahrelang auch

eine Reisesperre für die sozialistischen Länder hatte. Das alles hat mich traurig und wütend gemacht. Ich habe mich eingeengt gefühlt und die Notwendigkeit für diese Willkür nicht eingesehen.

Den eigentlichen Anstoß, mich aber auch wirklich auf den Weg zu machen, hat dann der kleine Artikel in der „Volksstimme“ am 22. September 1989 gegeben, in dem das Neue Forum als staatsfeindliche Vereinigung deklariert wurde. Nun war für mich das Maß voll. Da habe ich mir drei Tage später feste Schuhe angezogen, habe vom Bahnhof in Biederitz meine Eltern angerufen, damit jemand weiß, wo ich bin, und ihnen gesagt: Jetzt gehe ich zum Dom! Über das dort geplante Friedensgebet hatte mich Reiner Krauß, der damalige Hausmeister der Hoffnungsgemeinde, schon informiert.

Hoffnung und Kraft haben mir die Menschen und die Lieder im Dom gegeben, denn da wurde deutlich: Jetzt bewegt sich etwas trotz aller Angst, die auch ich bis zum 9. Oktober hatte. Erhofft hatte ich mir Reise- und Meinungsfreiheit und später, dass die SED-Funktionäre, die der Meinung waren immer Recht zu haben, mit allem Drum und Dran endlich abtreten. Darüber, wie gerade letzteres ablaufen sollte, habe ich mir damals keine Gedanken gemacht.

Zum Jahresende 1989 habe ich als Katechetin gekündigt, um nach Süddeutschland zu ziehen und endlich mit meinem langjährigen Freund zusammenleben zu können. Aber schon bei meinem ersten Besuch habe ich mich dort fehl am Platz gefühlt. Mir ist plötzlich klar geworden, dass ich jetzt, nach diesen Entwicklungen hier, nicht einfach weg gehen und mich raus halten kann. Jetzt bestand endlich die Möglichkeit zu einer lebendigen Auseinandersetzung mit dem, was war, und dem, was kommen würde.

Ungefähr im Mai 1990 habe ich mich beim Bürgerkomitee zur Auflösung der Stasi gemeldet um zu helfen, dass die Akten gesichert werden und in diesem Bereich alles aufgeklärt wird. Ich habe in der Folge mit vielen Menschen gesprochen, die entweder in Haft waren, dort Angehörige verloren hatten oder anderweitig mit den DDR-Organen schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Aber auch mit solchen, die Anteil daran hatten.

Wir haben bei unserem Vorgespräch lange über die vielen Lebensläufe nachgedacht, zu denen Du durch Deine Arbeit einen sehr intensiven Zugang gefunden hast. Dein Leben hat sich mit dem „Leben der anderen“ verknüpft, mit dem Leben von vielen Opfern, mit dem Leben von Tätern. Ich stelle mir das interessant, aber auch sehr schwer vor. Kannst Du uns von dieser Zeit erzählen. Was hat dich besonders bewegt, berührt? Wo hast Du Menschen helfen können, Ihr Leben zu bewältigen oder auch zu verändern?

Bewegt hat mich damals, mit welcher Hoffnung und welchem Vertrauen die Menschen mit ihrer Lebensgeschichte kamen, die sie manchmal zum allerersten Mal erzählten. Sie hofften auf die Beantwortung ihrer sie bedrückenden Fragen, auf Wiedergutmachung und Bestrafung der Schuldigen. Viele der Hoffnungen konnten

nicht erfüllt werden, bis heute nicht. Fast alle haben Beschädigungen davon getragen, die nicht zu heilen sind. Aber ich habe gemerkt, wie hilfreich es ist, das erlebte Unrecht nach oftmals Jahrzehnten des Schweigens aussprechen und in einen größeren Kontext stellen zu können. Dazu gehören für mich sowohl die Kenntnis über Machtstrukturen und Zusammenhänge als auch die Zuversicht, dass ihr Schicksal bei Gott aufgehoben ist.

Diese Geschichten waren in vielen Fällen so traurig, dass ich mich gefragt habe, wie es den Menschen gelungen ist, damit einsam über Jahrzehnte zu leben. Da ging es nicht nur um zerstörte berufliche Karrieren, sondern auch um Väter, die in den Jahren ab 1945 bis Mitte der 1950er Jahre abgeholt wurden und nie wieder kamen; - die verschwunden waren, weil sie hingerichtet wurden. Die Angehörigen konnten in der DDR nie darüber sprechen und waren 1990 noch immer auf der Suche. Heute werden Viele in Moskau rehabilitiert, das bleibt nur ein kleiner Trost. Hilfe konnte ich da nur durch Zuhören geben, durch die Unterstützung bei der Aufklärung des Schicksals und auch durch das Öffentlichmachen dieser Vorgänge.

Du hast mir erzählt, daß einige Kirchenvertreter sich dem Prozeß der Stasiaaufarbeitung nur sehr zögerlich gestellt haben. Aber hier in der Gemeinde etwa haben wir uns als GKR gleich kurz nach der Wende diesem Prozess gestellt. Wir haben uns unterhalten, daß das ja auch ein sehr schmerzlicher Vorgang ist, gerade dann, wenn man vielleicht schuldig geworden ist.

Den Mut zur Offenheit, der im Herbst 1989 die Menschen gerade auch in den Kirchen getragen hat, den habe ich später vermisst. Jesus hat immer sehr klar die Missstände angesprochen und nicht unter der Decke gehalten.

Wichtig ist für mich, dass jeder Mensch Verantwortung für sein Handeln übernimmt. Wenn ich einen Fehler gemacht habe, ist es besser, ihn auszusprechen als ihn zu verschweigen. Zu reden ist natürlich zuerst unbequem und ich bin auch immer wieder versucht, mich so lange es geht „drum herum“ zu drücken. Aber Bequemlichkeit hilft selten weiter. Besser ist: Augen auf und durch! Es hilft allen Beteiligten, die Fakten auf den Tisch zu legen, darüber zu reden, wer welchen Anteil zum Beispiel an einem verhinderten Studium hatte.

Ich habe die Hoffnung, dass aus dieser Offenheit Versöhnung und ein Neuanfang wachsen kann. Dazu gehört aber, dass jede Seite zunächst mit sich selbst ins Reine kommen muss. Derjenige, der im Gefängnis war, muss das akzeptieren können, was diese Zeit mit ihm gemacht hat und dass er ein Leben lang damit umgehen muss. Und der, der daran Schuld hatte, muss begreifen, dass er Schuld hatte. Leider ist es in den Gesprächen, die in meinem Beisein zwischen Bepitzelten und Spitzeln geführt wurden, nicht so weit gekommen. Aber vielleicht ist doch etwas aufgebrochen und wirkt weiter. Dazu gehört für mich auch, Gott Wege zuzutrauen, die mir verborgen bleiben.

Reue heißt für mich: Schuldeinsicht und das Aussprechen eines Schuldbekenntnisses. In dem Zusammenhang fällt mir ein Mann ein, der als

inoffizieller Stasi-Mitarbeiter andere bespitzelt hatte. Er hatte seiner Frau auch nach dem Ende der DDR nichts von seiner Verpflichtung erzählt. Nun drohte nach einer Überprüfung seine Entlassung aus dem öffentlichen Dienst. Seinem Wunsch, genau das zu verhindern, konnte ich nicht nachkommen. Ich habe ihm dagegen geraten, alles seiner Frau von sich aus zu erzählen, ehe sie es von anderen erfahren würde. Er ging wutentbrannt aus meinem Büro, knallte die Tür hinter sich zu und ließ mich doch ein bisschen verunsichert zurück. Zwei Tage später rief er an und bedankte sich für den Rat. Er hatte sich mit seiner Frau ausgesprochen und konnte nun angstfreier überlegen, wie es weiter geht.

Heute sind die meisten froh, daß es eine „Wende“ gegeben hat und die meisten von uns können sich das Leben davor kaum noch vorstellen. Allerdings ist das Leben auch heute bedroht durch Ereignisse, die uns wiederum das Atmen und das Leben schwer machen: Arbeitslosigkeit, ungerechte Löhne für viele, Extremismus, Alterseinsamkeit usw... So bin ich der Meinung, daß die „gesegnete Unruhe“ von damals, der Protest der Kirche an ungerechten Strukturen heute wieder, wenn auch unter anderen Vorzeichen als damals, nötig ist.

Das menschliche Miteinander angemessen zu organisieren, ist schwer. Die Bibel singt viele Lieder darüber. Ein Paradies auf Erden ist für mich nicht vorstellbar. Deshalb braucht es jeden Tag unser aller Einsatz für ein würdiges Zusammenleben zwischen Mensch, Tier und Umwelt – also für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Was mich zuversichtlich macht ist, dass sich die Rahmenbedingungen für persönliches Handeln unendlich verbessert haben. Es gibt zu allen Zeiten Probleme, Ungerechtigkeit und vieles mehr, aber wir haben inzwischen viel mehr Spielraum als in der DDR, uns dem zu stellen. Und wir haben als von Gott geschaffene Geschöpfe nicht nur die Aufgabe dazu, sondern auch die Chance, selbst nach Wegen suchen. Diese schreibt uns zum Glück keine allein herrschende Partei mehr vor. Ich bin jetzt nicht mehr davon abhängig, dass, wie in einer Diktatur, andere etwas für mich regeln. Das heißt für mich: leben.

Für die Kirche wünsche ich mir, dass sie sich nicht auf einen bequemen Weg zurückzieht, sondern unbequem bleibt und drängenden Fragen eine Plattform bietet. Ich wünsche mir auch, dass die unterschiedlichsten Biografien einen Platz in der Kirche haben, vielleicht könnte das dann auch auf die Gesellschaft ausstrahlen, die noch weit entfernt davon ist, sich wahrhaftig mit den beiden Diktaturen des letzten Jahrhunderts auseinander zu setzen.

Leben. Jesus sagt nicht: ich lasse mich leben und Ihr sollt Euch leben lassen. Jesus sagt: Ich LEBE und Ihr sollt auch LEBEN. Amen.